Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 14 (1940)

Artikel: Erlebtes aus vergangenen Tagen
Autor: Kaeslin, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571332

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wir uns, so gut wir es vermögen, bewahren und durch keine Großstadtsucht beeinträchtigen lassen wollen. Sie weist uns auch, wie so Vieles, darauf hin, daß wir eine Landstadt sind, und wir werden wohl das Beste tun, wenn wir uns dazu bekennen und uns bemühen, Aarau in dieser schönen Würde zu erhalten.

Carl Günther.

Erlebtes aus vergangenen Tagen

II

Was der Verfasser dieser Lebenserinnerungen letztes Jahr hier über seine Jugendjahre mitgeteilt hat, mag durch einiges Weitere ergänzt werden.

Ich habe diejenigen meiner Klassengenossen genannt, welche sich später einen Namen gemacht haben. Es entbehrt nicht des Reizes, sich nachträglich zu überlegen, ob sich bei diesen in jungen Jahren etwas von dem ankündigte, was später wurde. Daß der derbe Fricktaler Arnold Theiler, der nach Abschluß der dritten Gymnasialklasse zum Studium der Tierarzneikunde nach Bern abging, einmal weltberühmt werden würde, konnte niemand voraussehen. Denke ich jetzt zurück, so sage ich mir, daß des jungen Theiler hervorragende Leistungen in den Naturwissenschaften, namentlich der Biologie bei Mühlberg, dann das Kerngesunde, Kraftvolle seines Wesens mehr Aufmerksamkeit hätte wecken müssen, als es, wenigstens bei seinen Kameraden, tat. Die Laufbahn dieses Mannes ist merkwürdig genug. Nach kurzem Praktizieren im Kanton Luzern schiffte sich Theiler, obwohl er über geringe Mittel verfügte, nach dem Lande der ungeheuern Herden, Südafrika, ein, um sich in seiner Wissenschaft zu vervollkommnen. Er verdang sich — ich habe alles aus seinem eigenen Munde — bei einem Boeren als Knecht, behielt sich aber vor, Tiere, die irgendwelchen Krankheiten erlegen waren, zu sezieren.

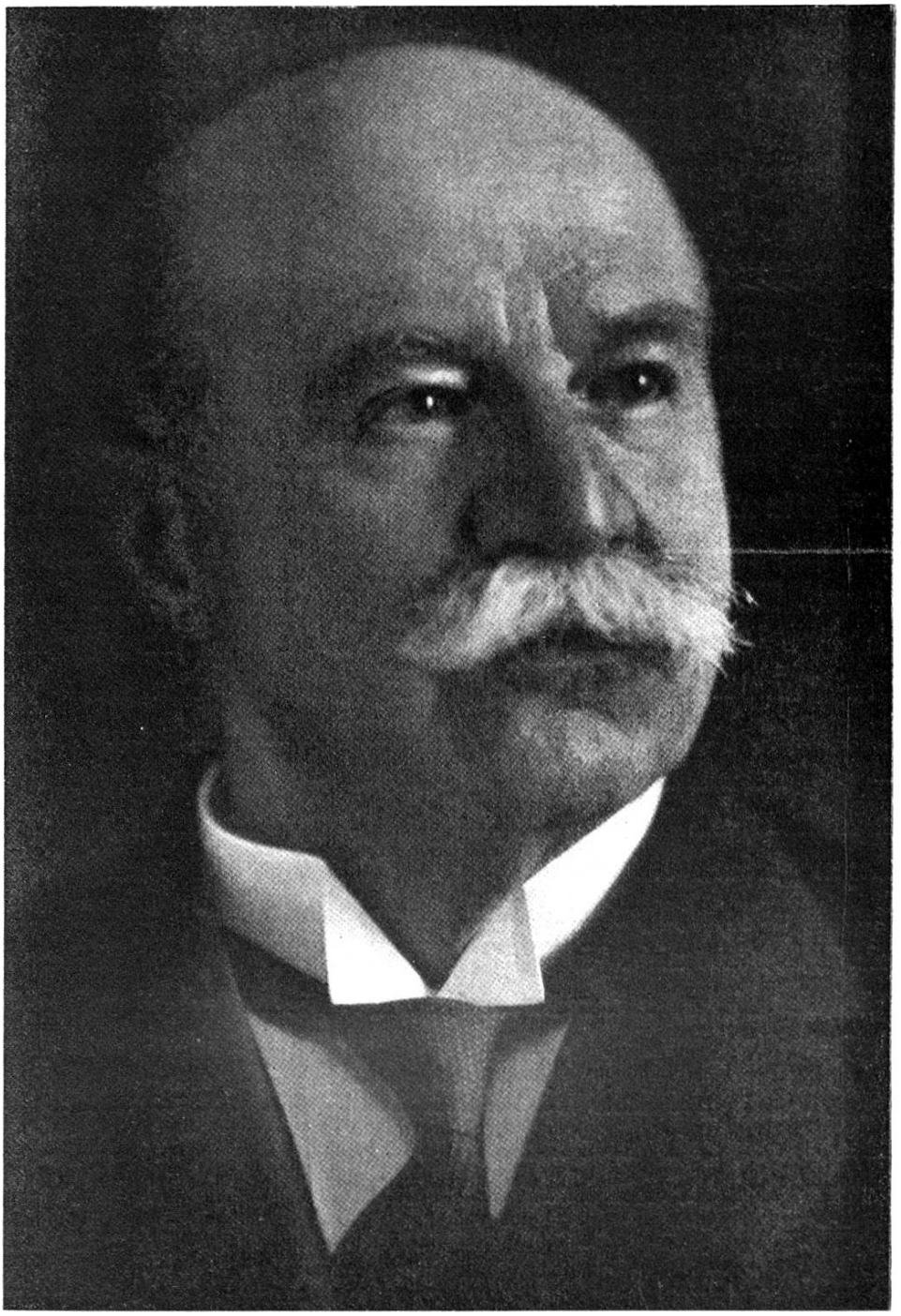
Nach wenigen Wochen schnitt ihm eine landwirtschaftliche Maschine den linken Arm über dem Handgelenk weg. Nun — was machen? Zu derselben Zeit brach in Transvaal eine schwere Pocken-Epidemie aus, und es zeigte sich, daß ein großer Teil der Lymphe, die man aus Amerika und England kommen ließ, auf dem Meere verdarb. „Da erinnerte ich mich daran, daß ich bei Professor Zschokke in Zürich einmal gesehen hatte, wie man den an den Kuhpocken erkrankten Tieren den Impfstoff entnimmt. Ich ging also zum Präsidenten Krüger und sagte ihm, ich getraue mich, die Lymphe in genügender Menge im Lande selber zu beschaffen." Die Sache gelang, und nun wurde Theiler zum Landestierarzt von Transvaal ernannt. Als solcher machte er den Krieg gegen die Engländer mit an der Seite der Führer wie General Smuts, Hertzog u. s. f. Als die Engländer den Krieg gewonnen hatten, nahmen sie Theiler in ihren Staatsdienst hinüber, wo er sich denn bald in der Art auszeichnete, daß ihm die Errichtung einer tierärztlichen Hochschule in der Nähe von Johannesburg übertragen wurde. Als deren Leiter hat er dann lange Jahre hindurch eine wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet, die seinem Adoptiv-Vaterlande zum Besten gereichte, seinen Namen in alle Welt trug und ihm den persönlichen Adel einbrachte. Er hieß im britischen Weltreiche: Sir Arnold Theiler. Nachdem er vom Amte zurückgetreten war, hielt er sich immer wieder in der Schweiz auf, soweit ihn Berufung zu tierärztlichen Missionen in alle Teile des britischen Reichs und darüber hinaus nicht in Anspruch nahmen. Im März 1921 hat er in der Aarauer naturforschenden Gesellschaft einen Vortrag gehalten über die von ihm entdeckten Krankheitserreger und ihre Bekämpfung. Der Vortrag erweckte bei allen Anwesenden, auch bei Nichtnaturwissenschaftlern, das lebhafteste Interesse. Was er über seinen letzten Erfolg als Mikrobenjäger sagte, ist in der Weise bezeichnend für das Wesen eines wissenschaftlich Hochbegabten, daß ich es hier nacherzählen möchte: Eine Seuche bricht im Norden des südafri-

kanischen Dominiums aus, und Theiler reist mit einem Stabe von Mitarbeitern dorthin, um die Sache zu studieren und weiteres Vordringen der Krankheit zu hindern. Wochenlang hausen sie in Wellblechbaracken; Theiler mikroskopiert und seziert — und findet nichts. Eines schönen Tages fällt ihm etwas auf, was er schon öfters gesehen aber nicht weiter beachtet hat: die Tatsache nämlich, daß manche Rinder Knochen gefallener Tiere aufheben und daran herumnagen. Nun durchblitzt es den Beobachter: sollte die Lösung des Rätsels hier liegen? Er fragt sich: warum tun die Tiere das? Könnte es sein, daß sie auf diese Art Phosphor zu sich nehmen, weil er sich in ihrer gewöhnlichen Nahrung nicht in genügender Menge findet? Und sollten sie sich so irgendwie infizieren? Nun läßt er zwei Kraale erstellen und Tiere da einsperren. Den einen gibt er die gewöhnliche Nahrung, den andern in geeigneter Form Phosphor dazu. Und siehe da: die Tiere, die Phosphor bekommen, nagen keine Knochen mehr und bleiben gesund; im andern Kraal breitet sich die Seuche aus wie bisher. Die Hauptsache ist erreicht: das Heilmittel ist gefunden. Diese Geschichte hat auf mich starken Eindruck gemacht, weil sie eine so „reinliche" das heißt logisch geradlinige Lösung eines Problems bietet; dann weil sie den wahren wissenschaftlichen Menschen zeigt, der das sieht und in seiner Bedeutung erkennt, was andern entgeht.

Max Bircher, der bekannte Zürcher Ernährungsreformer, war in jungen Jahren nicht gerade ein ungeselliger aber doch ein in sich gekehrter Mensch, wozu die Tatsache beigetragen haben mag, daß er frühe schon mit den Beschwernissen des Lebens Bekanntschaft machen mußte. Er hatte damals schon sozusagen etwas Abseitiges an sich. Als ich ihn vor zwei Jahren in Zürich besuchte, setzte er sich an seinen Flügel und spielte mir den langsamen Satz aus der neunten Symphonie vor: Bircher war ein Lieblingsschüler meines Vaters gewesen. Nun ist er leider auch

dahingegangen. Die Tatsache, daß Bircher darauf bestand, im Dezember 1938 einen in Aarau angesagten Vortrag wirklich zu halten, obwohl er von Fieber befallen war, trug zur Verschlimmerung eines Leidens bei, das sich früher schon angemeldet hatte. Nach seinem Hinschiede sind in mehreren großen ausländischen Blättern sehr anerkennende Nachrufe auf den eigenartigen Mann erschienen, und auch in einer Reihe von Schweizer Blättern wurde er gewürdigt. Die Haltung vieler Ärzte in seiner näheren Umgebung zu seinen Lebzeiten stand dazu im Gegensatz, und Bircher soll darunter gelitten haben. Freilich trug er, wie man sagt, durch gelegentliche Schroffheit seiner Aussprüche über solche, die seine Therapie ablehnten, selber dazu bei.

Am deutlichsten waren gewisse Eigenschaften, die den Erwachsenen und zu Ruhm Gelangten auszeichnen sollten, bei dem jungen Fritz Fleiner zu erkennen. Ich erinnere mich daran, daß er zu einer Zeit, da Derartiges uns andern fern lag, vom Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche redete. Wie er darauf gekommen, weiß ich nicht; mancherlei Anregung mag ihm durch seinen älteren Halbbruder Albert, den späteren Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung" geworden sein. Dem Umstande gemäß, daß von der Großmutter mütterlicherseits her elsäßisch-französische Überlieferungen in die Familie Fleiner gekommen waren — der Vater war Badenser gewesen — zeichnete sich Fritz durch gute gesellschaftliche Formen, ja durch eine Gewandtheit aus, die an jungen Menschen bei uns ungewöhnlich ist. Fleiner war durchaus das Widerspiel von dem, was man eine Parzival-Natur nennen könnte. Er dürfte, ohne durch schmerzliche Auseinandersetzungen mit dem Weltwesen behindert worden zu sein, in früher Selbstsicherheit seinen Weg gefunden haben. Fleiner war ein sehr guter Schüler, wozu denn auch das ihm eigene glänzende Gedächtnis beitrug, das ihn später dazu befähigte, seine „Vorlesungen" ganz frei zu halten, sogar ohne Zuhülfenahme von Notizzetteln.



Fleiner

Hier sei auch Fritz Fleiners drei Jahre älterer Bruder Hans erwähnt, der flotte Jägersmann. Wenn ich jetzt bei Wanderungen im Jura oder über die Höhen unseres Mittellandes des öftern Rehe zu Gesicht bekomme, so erinnere ich mich dankbar an seine Bemühungen für Hegung unsres Wildstandes. Auch geschriftstellert hat Hans Fleiner: mit seinem Mundart-Schwank: d' Frau Vizeamme" hat er vielen Freude gemacht.

Zu den feinsten Empfindungen gehört die liebende Bewunderung, welche ein junger Mensch für ältere Kameraden hegen kann. Derartiges empfand ich, für einen etwa fünf Jahre Älteren, der bei meinem Vater Geigenstunden nahm und demgemäß oft in unser Haus kam. Er war der Sohn des damaligen Gasdirektors, eines Bayern, und hieß Ferdinand Heuckenkamp. Manche Leser erinnern sich seiner noch, nicht nur solche, die ihm näher verbunden waren; denn der Genannte, später Professor der romanischen Philologie an der Hochschule von Greifswald geworden, pflegte bis in die spätere Zeit seines Lebens — er ist vor wenigen Jahren gestorben — im Sommer hierher zu kommen, um die alten Freunde zu sehen. Heuckenkamp war in jungen Jahren ein gertenschlanker Mensch von überaus gewinnenden Gesichtszügen und einer freien Anmut der Verkehrsform, wie sie bei uns nicht häufig ist. Man kann sich denken, wie er auf Jüngere wirkte, namentlich auf solche, die dieser Eigenschaften entbehrten.

Zu den Persönlichkeiten, von denen hier immer wieder geredet wurde, gehörte Bundesrat Emil Welti, dessen Wirken als aargauischer Regierungsrat, namentlich als Vorsteher des Erziehungswesens, unvergessen war und dessen Erfolge in noch höherer Stellung seine engeren Landsleute mit Stolz erfüllten. Ich habe diesen Mann nur einmal ausgiebiger zu sehen und zu hören Gelegenheit gehabt und zwar bei der Feier zur Eröffnung des neuen Kantonsschulgebäudes am 26. April 1896, als er im Auftrage der Zürcher Universität dem Senior des Lehrkolle-

giums Professor Jakob Hunziker, einem alten Freunde, die Urkunde seiner Ernennung zum Ehrendoktor überbrachte. Das geschah in feierlichem Vorgang im Großratssaale, wo eine große Festversammlung sich eingefunden hatte. Welti entledigte sich seiner Aufgabe in einer Rede, die in vornehmem Latein begann und in deutscher Sprache endete. In jener Einleitung erinnerte Welti in launiger Art daran, daß er einmal auch Vorsteher der eidgenössischen Postverwaltung gewesen sei und nun den Briefträger spiele, den tabellarius, zwischen der Zürcher Universität und dem zu Feiernden. Welti, der schon ein Decennium zuvor aus unserer obersten Landesbehörde ausgeschieden war, hatte kurz vor jenem Anlaß sein einundsiebenzigstes Jahr vollendet, machte aber durchaus den Eindruck eines in der Kraft stehenden Mannes. Noch sehe ich das weiße Haupt über dem Rednerpult aufragen, erinnere ich mich der Züge des charaktervollen und gescheiten Gesichtes, dessen Eigenart von dem Denkmal, das man Welti nach seinem Tode im Rathausgarten errichtet hat, nicht voll wiedergegeben wird.

Johann Jakob Hunziker, der damals Gefeierte, unterrichtete an der Kantonsschule Französisch; er hatte es sich in langem Aufenthalt in Paris gründlich angeeignet. Allein da ihm der grammatische Drill nicht lag, trug sein Unterricht im Praktischen nicht all die erwünschten Früchte. Nach der Art geistreicher Menschen kam Hunziker im Unterricht des öftern auf abseitige Dinge zu reden, und da horchten wir auf. Denn das Unerwartete pflegt denjenigen, der viele Schulstunden absitzen muß, besonders anzuziehen. Hunziker war lange Zeit — d. h. bevor Jost Winteler kam, der einzige Lehrer der Schule, der ein tieferes Verhältnis zu philosophischen Dingen hatte. Vor meiner Kantonsschulzeit scheint Professor Carl Uphues nach dieser Richtung gewirkt zu haben. Ich sollte wohl vorsichtiger reden und sagen: Hunziker sei der Einzige gewesen, der seine Schüler an philosophischen Auseinandersetzungen teilnehmen ließ. Das war

verständlich in einer Zeit, da die Naturwissenschaften mit ihren Einzelerkenntnissen dem Nachsinnen nicht nur über die letzten Dinge sondern auch über die Grundlagen unserer Erkenntnis entgegenstanden. Aus jener Zeit stammt der witzige Satz — er stand, glaub ich, in den fliegenden Blättern: „Philosophie ist der systematische Mißbrauch einer eigens dazu erfundenen Terminologie." Ich habe mir später nicht ohne Mühe die nötigen Einblicke ins Philosophische erschlossen. Freilich: die Welträtsel löst die Philosophie nicht, wie der Baccalaureus anzunehmen geneigt ist. Es ist aber von allergrößtem Wert eine klare Vorstellung zu gewinnen von den Fragen, die da zur Sprache kommen. Nur durch derartige Studien erfährt einer, wie schwer gewisse Materien des Denkens zu behandeln sind und wie vorsichtig man mit den darauf bezüglichen Ausdrücken umgehen muß. Als in den letzten Jahrzehnten die Massenversammlungen zur Verbreitung gewisser Weltanschauungen Mode wurden, mochte man sich wohl darüber wundern, mit welcher Sicherheit mancher und manche über Religiös-Philosophisches redete, ohne zu ahnen, daß hinter gewissen Ausdrücken die allerschwersten Rätsel sich bergen.

Man sollte meinen, daß ein junger Mensch, dem in seinen Knaben- und Jünglingsjahren viele Anregungen der verschiedensten Art zuteil werden, wie es bei mir der Fall gewesen, als einigermaßen Gereifter zur Hochschule abgehe. In Wirklichkeit war ich ein durchaus unreifer Mensch. Die mir sehr lebendig gebliebene Erinnerung an meine Jugendjahre und das was ich Jahrzehnte hindurch als Lehrer zu beobachten Gelegenheit fand, hat mich immer wieder dazu geführt, das Wesen jenes Lebensalters zu erwägen und festzustellen, welches seine Vorzüge und Nachteile gegenüber späteren Lebensstufen seien.

Zunächst möchte ich sagen, daß nach meiner Meinung mancher etwa im zwanzigsten Jahr den Höhepunkt seiner Entwicklung im Seelisch-Geistigen erreicht; er lernt später noch allerlei hinzu, namentlich in der von ihm gewählten Tätigkeit, macht auch aller-

lei Erfahrungen in Hinsicht auf Menschen und Verhältnisse, aber eine wirkliche Entwicklung zu Höherem in dem, worauf es nun eigentlich ankäme, findet nicht statt. Es ist schmerzlich zu sehen, was aus dem und jenem wird, der einst viel versprach; und zwar tritt die Verphilisterung manchmal merkwürdig früh ein. Den Heranwachsenden umgibt ein Glanz, den der Gereifte auch dann nicht mehr ausstrahlt, wenn sich seine Entwicklung in erfreulicher Art vollzogen hat.

Dennoch dünkt mich die Verherrlichung des Jünglingsalter, die eine Zeit hindurch im Schwange war, als unberechtigt. Denn jenen Vorzügen stehen Mängel entgegen. Die meisten jungen Menschen sind in den Meinungen befangen, die in ihrer Umgebung Kurs haben, dies auch dann, wenn sie sich, oft in heftiger Kritik, vom Einfluß der älteren Generation zu befreien trachten. Nun können „bewährte Vorurteile", wie Marie Joachimi-Dege in ihrer Hölderlin-Biographie sagt, dem Unerfahrenen zunächst einen gewissen Schutz bieten. Und doch ist es wichtig, daß man sie abtue; dies vollzieht sich in der Regel im Lauf der Jahre, selten so, daß nicht Spuren zurückbleiben. Von mir muß ich sagen, daß ich, in einem Hause aufgewachsen, wo immer wieder von reisenden Musikern die Rede war, auch viele in den eigenen Gesichtskreis traten, mir unrichtige Vorstellungen vom Virtuosen machte. Da die Kunst mir etwas Heiliges war, glaubte ich, daß wer beständig mit ihr zu tun hat, auch in jedem Fall ein geläuterter Mensch sein müsse. Es scheint, daß Wilhelm Meisters Erfahrungen immer wieder gemacht werden müssen.

Aber nicht nur dauernden, sondern auch momentanen Einwirkungen unterliegt der junge Mensch leicht. Eine mit Energie ausgesprochene Meinung wird selten ihren Eindruck auf ihn verfehlen. Demgemäß sind viele junge Leute nicht von der wünschenswerten Zuverlässigkeit. Und das gilt nicht etwa bloß von den Schwächlichen und Oberflächlichen, sondern gerade auch von

den Wertvollen, die sich um Einsicht mühen. Dazu kommt nun bei Vielen eine gewisse Unduldsamkeit gegenüber anders Gearteten. Es ist wahr, daß sich die festesten Freundschaften in der Jugendzeit bilden. Ebenso wahr ist, daß junge Menschen in dem unbewußten Bedürfnis, sich selber zu behaupten, manchmal solchen gegenüber ablehnend sind, die sie im späteren Leben zu schätzen vermögen. Das gute Verhältnis zwischen reifen Menschen beruht bisweilen auf einem mäßig erfreulichen in früherer Zeit.

Ich will nicht lange von der auf der Hand liegenden Tatsache reden, daß junge Leute sich von den späteren Altersstufen unrichtige Vorstellungen machen, zu glauben geneigt sind, daß die innere Entwicklung früher aufhöre, als es glücklicherweise oft der Fall ist. Dagegen sei mit Nachdruck auf etwas anderes verwiesen: Derjenige Zustand, in den ein Mensch hineingeboren ist, erscheint ihm als der natürlicherweise gegebene. Lebt einer nun in verhältnismäßig gefestigten politischen und sozialen Umständen, wie es für den Schweizer lange gegolten hat und in gewissem Sinne noch gilt, so bedenkt er nicht genug, daß das Bestehende Erfolg bedeutender Anstrengungen vergangener Generationen ist und daß alles auch ganz anders sein könnte. Er sieht im Einzelnen das Unzureichende, weiß aber nicht, wie schwierig es war, das relativ Befriedigende zustande zu bringen. Der Gereifte, der sich im Leben schon versucht hat, kennt die Schwierigkeiten des Wirkens und ist den früheren gegenüber zur Dankbarkeit gestimmt. Er ist auch mit der Unstabilität aller menschlichen Dinge vertraut. Um all das zu wissen, das gehört aber zum Vollmenschlichen. Zusammenfassend möchte ich sagen, daß das jugendliche Alter durch einen gewissen Schwung der Gesinnung den Jahren der Reife überlegen ist, daß sich jedoch später erst etwas erwirbt, was von erster Wichtigkeit ist: Einsichten und eine gewisse Übersicht, die einem das richtige Augenmaß geben. Von verständnisvollem Zusammenwirken von Jugend und Alter hat Adolf Frey in seiner Kantate zur Einweihung des Kantonsschul-

gebäudes 1895 in Versen von glücklicher Eingebung geredet; man hat sie mit Recht an einer Wand der Aula festgehalten:

Geheimnisvoll ist Jugendgeist,
Ein Wandrer auf verhüllten Wegen,
Dem reift ein Tagwerk voller Segen,
Der aufwärts ihm die Wege weist.
Der Junge rasch, doch willig,
Das Alter streng, doch billig,
So schreiten wir dem Licht entgegen.

Vielleicht darf der Schreiber die Leser einladen, ihn an die verschiedenen Orte zu begleiten, wo er seine Hochschulstudien machte. Auch wenn er davon redet, kommt es ihm weniger auf ihn selbst an, als vielmehr auf den Anblick, den die Welt, soweit er sie kennen lernte, in jenen Jahrzehnten bot. Von Eigenem soll die Rede sein insofern es für Menschen einer bestimmten Art als bezeichnend erscheint.

Viele nennen ihre Hochschuljahre die glücklichste Zeit, die ihnen zu durchleben Gelegenheit ward. Das dürfte namentlich für zwei Arten von Studierenden gelten: für diejenigen, welchen der leichte Sinn eigen ist, den es braucht, um das, was man zusammenfassend mit „akademischer Freiheit" bezeichnet, frischweg zu genießen; dann für die eigentlich wissenschaftlich gerichteten Naturen, die, nachdem sie sich für ein Fachstudium entschieden haben, auf der Universität zum erstenmal die ihnen ganz gemäße Lebensluft atmen. Schlechter sind diejenigen dran, welchen die Natur Auseinandersetzung mit der Fülle der Erscheinungen als wichtigste Lebensaufgabe gesetzt hat. Sie sind in ihren Hochschuljahren einem Menschen zu vergleichen, der, unter einen rauschenden Wasserfall gesetzt, eine knifflige Arbeit zu verrichten hätte. Besonderen Schwierigkeiten unterliegen mehr künstlerisch als wissenschaftlich eingestellte Menschen, die sich dem Studium der Sprachen und Literaturen oder der Kunstgeschichte zuwenden und sich nun in die Notwendigkeit versetzt sehen, das was sie bis jetzt

mit ungeteilten Sinnen verehrt haben, als Gegenstand intellektueller Untersuchungen vorzunehmen, hinter denen manchem Gelehrten das Kunstwerk als solches verschwindet. Es muß gesagt werden, daß vieles, was zu jener Zeit in literaturgeschichtlichen Vorlesungen geboten wurde, nicht eben fruchtbar war. Von den Naturwissenschaften beeindruckt, glauben manche durch Zusammentragung möglichst vieler äußerer Tatsachen etwa aus dem Leben Goethes dem Geistigen auf die Spur zu kommen. Man machte sich unrichtige Vorstellungen von der Entstehung des Kunstwerkes, indem man jedes auf bestimmte einzelne Erlebnisse des Dichters zurückzuführen suchte, was des öftern nicht den Tatsachen des schöpferischen Prozesses entspricht. Ebenso überschätzte man den „Einfluß" des einen Geistes auf einen andern. So bekam ich denn weitaus die stärksten Eindrücke dann, wenn «nicht Zünftige", Männer wie Treitschke und Kuno Fischer aus ihrem Erleben heraus, vielleicht nur nebenbei, auf Werke der Dichtung zu reden kamen.

Es sei noch ein Umstand erwähnt, der mir in meinen Studienjahren hinderlich war. Es gibt Menschen, welche sich nur dann mit wirklichem Erfolg in etwas zu versenken imstande sind, wenn ein inneres Bedürfnis sie dazu führt. Wen aber triebe ein solches zur Beschäftigung mit alledem, womit ein Student sich abgeben soll? Eine derartige Veranlagung bedeutet natürlich einen großen Nachteil — wenigstens in den Schul- und Studienjahren.

Meine ersten Studiensemester Frühjahr 87/88 habe ich in Zürich verlebt. Die Heutigen scheinen das Zürich, wie es sich damals darstellte, als eine Art von Kleinstadt anzusehen. Das ist nur in relativem Sinne wahr: im Verhältnis zu den Weltstädten von damals war Zürich ums Jahr 1890 nicht kleiner als es jetzt ist. Jedenfalls bot die Stadt, die ja schon lange Sitz der eidgenössischen technischen Hochschule war, die ihre kantonale Universität besaß, ferner ein ansehnliches Theater und ein Konzerthaus, in dem ein Friedrich Hegar des Amtes waltete, eine

Fülle von Anregungen. Wer im Politischen versiert war, konnte, in Zürich allerlei mitmachen: hielt sich doch hier eine große Zahl deutscher Politiker dauernd oder zeitweise auf, die sich im kaiserlichen Deutschland nicht wohl fühlten und die unter anderem Anstoß zur Bildung einer schweizerischen Arbeiterpartei sozialistischen Gepräges gaben.

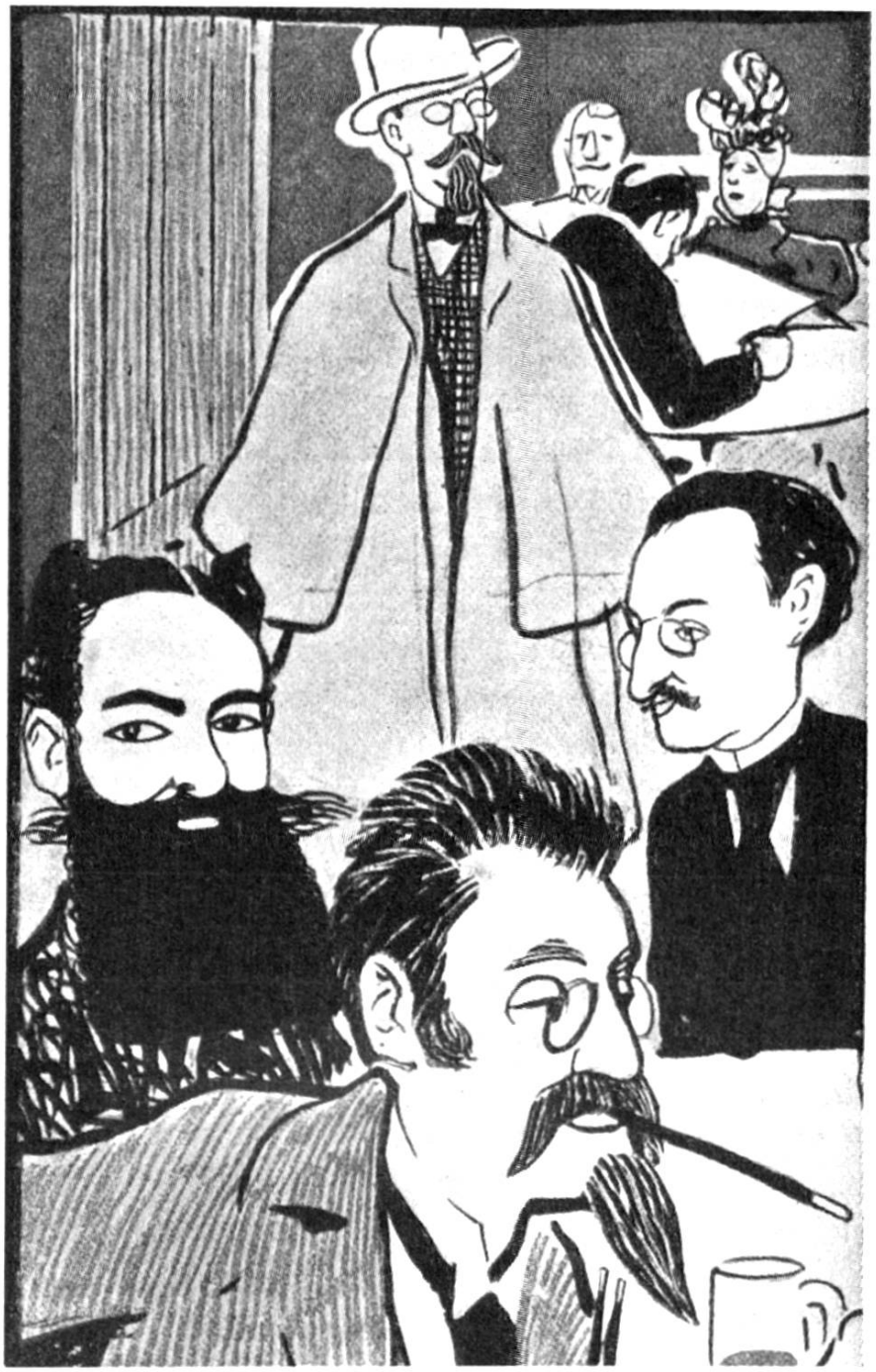
Unter den Hochschullehrern, bei denen ich hörte, ist mir der Kultur- und Kunsthistoriker Salomon Vögelin am nachhaltigsten in Erinnerung geblieben, obwohl ich nichts mehr weiß von dem, was er in einem Kolleg über Johann Gottfried Herder mitteilte, anderthalb Jahre bevor er starb. Dieser Mann, der als Pfarrer begonnen, sich nachher geschichtlichen Studien zugewendet und sich im öffentlichen Leben dem erwähnten noch kleinen Trüpplein der Sozialisten zugesellt hatte, war in seiner geistreich sprühenden, schwer zu beschreibenden Wesensart wohl einer der am wenigsten zürcherischen Zürcher, die es je gegeben hat, obwohl er sich der Geschichte seiner Vaterstadt mit Eifer und vielem Erfolge widmete. Vögelin „las" nicht, vielmehr trug er, vor den Hörern auf und abgehend, völlig frei vor. Dabei war der Mann mit den geistvoll eigenartigen Zügen und dem in der Mitte gescheitelten dunklen Haar so in sich versenkt, daß man den Eindruck bekam, er forme alles eben erst aus seinem Innern. In seiner subjektiven Art soll Vögelin ein unbequemer „Genosse" gewesen sein.

Man tut Jakob Bächtold nicht Unrecht, wenn man sagt, daß es ihm nicht gegeben war seine Hörer hinzureißen. Das Wertvollste was er zu geben hatte, liegt sicherlich in seinen Schriften beschlossen. Wieviel hat er mit seiner Biographie zur richtigen Schätzung Gottfried Kellers getan! Zu schweigen von Bächtolds ausgezeichneten „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz" und vielen kleineren Arbeiten. Bächtold war ein wirklicher Gelehrter und als solcher seinem Nachfolger Adolf Frey, der in Aarau mein Lehrer gewesen war, ohne Zweifel

überlegen; allein da Frey selber ein Dichter war, so wußte er um Dinge, die dem bloßen Literarhistoriker meistens verborgen bleiben. Beide Männer waren Zierden der Zürcher Universität.

Als ich nach zwei Semestern an die Universität Freiburg i. Br. übersiedelte, beschäftigte mich zum erstenmal etwas, worüber ich später öfters nachgedacht habe: die besondere seelische Atmosphäre, welche die Orte an sich haben und das durch mannigfaltige naturgegebene und geschichtliche Umstände bestimmt zu sein pflegt. Das seelische Klima der Nordschweiz, speziell in Zürich und Basel, empfinde ich eher als kühl. Nichts ist an beiden Orten mehr verpönt als spontaner Ausdruck von Empfindungen, womit man sich dem Engländertum nähert. Nicht daß das Bedürfnis danach den Leuten ganz abginge, aber man befriedigt es bei besondern Anlässen, Festen usw., und ist im übrigen nicht gerade unfreundlich aber doch reserviert. In den deutschen Rheinlanden nun, zu denen auch der Breisgau zählt, obwohl die Bevölkerung alemannischen Stammes ist und uns nahe steht, sind die Menschen aufgeschlossener und entgegenkommender. Auch norddeutsche Dozenten, wie Richard Weißenfels, später Ordinarius der Literatur in Göttingen, durch Schriften über Goethe bekannt geworden, pflegten freundschaftlichen persönlichen Verkehr mit ihren Hörern.

Die Zeit der deutschen Romantik lag weit zurück, als ich nach Freiburg kam, und doch lag dort noch etwas von Nachromantik in der Luft. In den Familien, wo ich infolge meiner mütterlichen Herkunft leicht Zugang fand, standen Musik und Theater im Mittelpunkt der Neigungen; und die gütige Art vieler Menschen zeigte sich namentlich in ihrer Hilfsbereitschaft gegenüber Notleidenden aus künstlerischen Berufen. Man lebte etwa in der Atmosphäre, wie sie durch die Opern C. M. v. Webers, dann durch den Lohengrin und den Tannhäuser bezeichnet wird. Die Anwesenheit des in Freiburg als Offizier dienenden badischen Tronfolgers gab der Stadt einen bescheidenen höfischen Glanz.



Wolzogen

Sudermann

Fulda

Wedekind

Die Kehrseite dieser Romantik war, daß man hinter der eigenen Zeit zurück blieb. Die Wolken der sozialen Fragen, welche die industriellen Gebiete Deutschlands überschatteten, wurden in dieser Stadt, wo so viele in behaglicher Zurückgezogenheit lebten, kaum wahrgenommen. Dazu stimmte, daß in den studentischen Kreisen, in denen ich verkehrte, die Problemdichtung Ibsens wenig Echo fand, wie ich mich denn auch nicht erinnere, daß von Nietzsche die Rede gewesen wäre. Zu dem Gesagten stimmt eine Bemerkung, die Adolf Frey zu jener Zeit einmal mir gegenüber machte: daß die deutschen Rheinlande ein schlechter Markt für zeitgenössische Bücher seien und daß in der Schweiz, speziell in Zürich, an diesen Dingen mehr Anteil genommen werde. Alles in allem: das Freiburg jener Jahre war ein Idyll, wie es heutzutage nicht mehr bestehen könnte.

Wie lange liegt das alles zurück! Ach, der Plätscherbrunnen im Kreuzgang der alten Hochschule, wo auf geborstenen Grabplatten lang verstorbener Mönche die Studierenden zwischen Goldregenbüschen und Jasmin wandelten! Schwarzwälder mit dunklen Rundköpfen, viele darunter in der Soutane, und Norddeutsche mit langen blonden Scheiteln, gemessen in ihrem Betragen und, wie mich damals dünkte, von vornehmerem Klang der Rede! — Das Wogen auf dem Münsterplatz am Morgen eines festlichen Tages, wenn die Sonne über die Schwarzwaldberge weg auf den Changeant-Röcken der Mädchen aus Waldkirch, dem Glottertale und St. Peter gliß und Orgelton aus dem Portal unter dem wunderbaren durchbrochenen Turmhelm hervorquell! — Und das bunte Bild auf dem Kaiserplatz vor der Kommandantur, in der ein leibhaftiger General hauste, wenn am Sonntag gegen Mittag die Regimentsmusik spielte und es auf dem breiten Trottoir auf und abflutete: Damen in zartgetönten Sommerroben, Herren von gepflegter Erscheinung, die ihnen mit formvollem Gruße nahten. Offiziere mit blinkendem Helm, im langen Uniform-Gehrock, Studenten mit Mützen und „Stürmern" in allen Ab-

schattungen der Buntheit; der pensionierte Oberst in der Würde seines eisernen Kreuzes, der durch die grüßende Menge geht. Und sieh da: die hübsche blonde Immisch, die neulich im Stadttheater die Hero in Grillparzers Liebesdrama so hinreißend gespielt hat! Für die meisten, die da standen und wandelten ist schon lange die Sonne untergegangen.

Auch für meinen Freund Joseph Hürbin aus dem Fricktal, der später Rektor des Luzerner Gymnasiums wurde und ein geschätzter Historiker. Ihn hatte ich schon an meiner Maturitätsprüfung in Aarau kennen gelernt: Er hatte nämlich mit einem noch aus der österreichischen Zeit stammenden Stipendium für Fricktaler das Gymnasium in Freiburg im Breisgau besucht, und man hatte ihn, damit sein Zeugnis hier anerkannt werden könne, dazu verhalten in Aarau das Examen zu machen in zwei Fächern, in denen an seiner Schule weniger Stunden erteilt worden waren als an der unserigen. Nun hatte ich ihn in Freiburg wieder getroffen, wo er bei dem bekannten F. X. Krauß Kunstgeschichte hörte und sich überhaupt im Historischen ausbildete. Hürbin war eine überaus kraftvolle Natur, die keine Konzessionen machte. Als strenger Katholik nahm er jedesmal wenn er an dem Kruzifix auf dem Lindenplatze vorüberging, den Hut ab. Ich meinerseits scheute mich nicht, bei den Zusammenkünften mit den deutschen Kameraden das Lied: „Deutschland Deutschland über alles" mitzusingen, das mir schon der schönen Melodie von Haydn wegen gefiel. Hürbin stimmte niemals mit ein, obwohl er so gut wußte wie ich, daß die Anfangszeilen nichts anderes bedeuten, als daß die Singenden ihre Heimat mehr als alles andere schätzen und lieben wollen. Ich war erstaunt, als während des Weltkrieges jene Worte als Ausdruck eines schlimmen Eroberungsdranges gedeutet wurden. Nein, so hat es der gute Hoffmann von Fallersleben sicherlich nicht gemeint!

Von den Freiburger Hochschullehrern, deren Unterweisung ich genoß, steht Hermann Paul, der berühmte Germanist

in erster Linie. Ich muß aber sagen, daß ich seine ganze Bedeutung erst in späteren Jahren erkannt habe. Gar nicht gewachsen war ich einstweilen den schwierigen Vorlesungen des Kantianers Aloys Riehl, der später in Berlin lehrte. Ich erinnere mich seiner als eines dunkelhaarigen Herrn mit mephistophelischem Gesichtsausdruck, der, obwohl Österreicher, gar nichts Légères an sich hatte. Er war durchaus auf Kritik der Erkenntnis gerichtet, und demgemäß hörte ich denn Schüler von ihm über Metaphysiker, speziell über Hegel in einer Art reden, die einen an gewisse Verse in Scheffels Gaudeamus erinnern mochten. Bekanntlich sagt er dort zu den Guano produzierenden Vögeln:

Trotz meinem Landsmann dem Hegel
Schafft ihr den gediegensten Mist.

Man wird dem Schalk den schlechten Witz über den bedeutenden Mann nicht übel nehmen.

Wenn ich mich zweier in Berlin verlebter Semester erinnere — ich ging im Herbst 1889 nach dem Hinschiede meines lieben Vaters dorthin, — so kommt mir zum Bewußtsein, daß mir dort und anderswo des öfteren Vielfältiges sozusagen zu einer einheitlichen Empfindung gerann. Stand ich auf der Schloßbrücke, so war gewissermaßen ein Duft um mich, in welchem Friedrich der Große, die Befreiungskriege, die eben verflossene Epoche Wilhelms des ersten und seines nach hundert Tagen des Regierens tückischer Krankheit erlegenen Sohnes Friedrich ungetrennt enthalten schienen. Die Gegenwart freilich erlaubte kein träumerisches Verweilen: der junge Mann, der als Wilhelm II. den Kaisertron bestiegen hatte, wirkte beunruhigend, erregte Spott und Besorgnis. Ich sah den Vielbesprochenen im Januar 1890 aus nächster Nähe, wie er hinter dem Sarge seiner verstorbenen Großmutter, der Kaiserin Augusta herschritt. Er tat es mit Würde, und das junge Gesicht über der schlanken Ge-

stalt nahm mich für ihn ein. Der Lärm der politischen Kämpfe war in Berlin nicht zu überhören. Zwei Männer, die sich auf dieser Bühne bewegten, erregten verschiedenartige Empfindungen: der Sozialistenführer Bebel, dessen Buch „die Frau und der Sozialismus" viel gelesen wurde und der Hofprediger Stöcker, Führer eines militanten Antisemitismus. Diese Bewegung nahmen wohl die meisten damals als etwas, das vorübergehen werde, aus den Verhältnissen in gewissen Gegenden des deutschen Reiches, namentlich der Reichshauptstadt irgendwie erklärbar. Wer hätte gedacht, daß das kleine Feuer nach einem halben Jahrhundert derart aufflammen könnte? Bismarck war damals schon irgendwie in den Hintergrund getreten. Ich habe sehr vieles über diesen Mann gelesen, und doch ist er mir zu einer überlebensgroßen, einer mythischen Figur geworden.

Von all den künstlerischen Anregungen, die einem das deutsche Theater, das damals mit Agnes Sorma, Max Pohl u. a. m. auf der Höhe stand, und die „Philharmonie" vermittelten, sei nicht die Rede. Die Aufführung der „Ehre" von Sudermann, im Lessing-Theater, eines Stückes, das dem modernen Leben sein Recht auf der Bühne verschaffen wollte, war ein Ereignis. Leider versäumte ich eine Darstellung des Dramas: „vor Sonnenaufgang", das die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den bis dahin wenig bekannten Gerhard Hauptmann lenkte. Bekanntlich wurde der „Naturalismus" dann für längere Zeit die literarische Mode. Ich habe ihn niemals als vollgültige Dichtung angesehen. Die Leute um Stefan George, den ich übrigens verehre, brauchten Schweizern, die ihren Geschmack an C. F. Meyer geschult hatten, später nicht erst klar zu machen, daß möglichst getreues Photographieren irgend einer gegebenen Wirklichkeit keine wahre Poesie ergebe.

In den Kunstsammlungen wirkten auf mich vor allem die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts, während mir die Antike und die großen Italiener noch fremd blieben.

Der für bildende Kunst empfängliche damalige Aarauer Stadtammann Erwin Tanner hatte mich gemahnt, die Vorlesungen Hermann Grimms, des Biographen Michelangelos und Erben einer großen Familienüberlieferung ja nicht zu versäumen. Ich ging, bekam aber den Eindruck, daß da ein bedeutender Mann des Dozierens ein wenig überdrüssig sei. Mindestens hielt er sich nicht an die angekündigten Themen. Noch erinnere ich mich daran, wie Grimm einmal, auf Dante zu reden kommend, die Sachlichkeit der Darstellung bei dem großen Visionär hervorhob. Dabei erwähnte er die Stelle Inferno IV 21, wo eine Schar Verdammter heranschwebt, von denen es nun heißt:

So wie der alte Schneider auf das Öhr,
So sah ich sie zu uns herüberblinzeln.

Von dem Hauptgermanisten der Berliner Hochschule, dem verdienten Weinhold wurde ich mit auffallender Unfreundlichkeit empfangen. Als ich einem Berliner Kommilitonen davon sprach, sagte er: „Sie kommen doch von dem Junggrammatiker Paul. Da müssen Sie sich nicht wundern". Hätte Weinhold gewußt, wie gleichgültig mir damals gelehrte Streitereien waren, es würde seine Abneigung wahrscheinlich vermehrt haben.

Einen überwältigenden Eindruck bekam man von den geschichtlichen Vorlesungen Heinrich v. Treitschkes. Und ich war doch vorher gegen diesen Mann eingenommen worden. In seiner deutschen Geschichte erweise er sich als höchst parteiisch zu Gunsten Preußens, dann sei er ein bornierter Judenfeind und endlich gar Hofhistoriograph. Ich mußte mich dann sehr darüber verwundern, daß ein Mann, der sich über sehr hoch Gestellte mit solchem Freimut äußerte, ein derartiges Amt innehaben könne. Einmal soll er gesagt haben: „Das ist so einfach, daß es der Franz Joseph begreift!" Der so Behandelte war damals der Verbündete des deutschen Kaiserreichs! Die Schweiz mochte Treitschke nicht: der hier damals zunehmende Radikalismus war ihm verdächtig. Die Engländer haßte er und machte daraus kein Hehl;

für die Franzosen aber schien er Verständnis zu haben, redete mindestens mit Achtung von ihnen. Von den Slaven sprach er mit verachtungsvoller Abneigung. Dabei stammte er aus Sachsen, also einem Lande, wo sich deutsches und slavisches Blut gemischt haben, wie er denn selber mit seinen breiten Backenknochen an slavische Gesichter erinnerte. Aus den Lebenserinnerungen des verstorbenen Staatsmannes Austin Chamberlain hat man erfahren, daß gerade Vorlesungen Treitschkes, denen er in jungen Jahren gefolgt war, ihn gegen nationalistische Tendenzen im deutschen Volke mißtrauisch gemacht hätten. Man sieht: es gab allerlei Bedenken. Auf mich aber wirkte Treitschkes Art so, daß ich mit Leichtigkeit über alle wegkam. Wie ein Waldstrom brauste seine Rede, kaum von Pausen zwischen den Sätzen unterbrochen, daher, was damit zusammen hing, daß Treitschke so gut wie taub war. Versetzte er sich in bestimmte Lagen verehrter Männer der Geschichte, wie etwa in die Friedrich des Großen unmittelbar nach dem siebenjährigen Krieg, so konnte der mit Energie geladene Mann zu Tränen weich werden. Endlich einmal ein erglühter Mensch unter den Dozenten! Treitschke hatte durchaus etwas Dichterisches an sich. Das unterschied ihn von seinem großen Vorgänger Leopold v. Ranke.

Erich Schmidt, der Hauptdozent für deutsche Literatur an der Berliner Hochschule, war durch die Entdeckung des Goetheschen Urfaust rasch zur Berühmtheit gelangt. Er war aber der Aufgabe, Goethe und Schiller zu behandeln, doch wohl nicht ganz gewachsen, wahrscheinlich deshalb weil ihm eine zureichende philosophische Bildung und tiefer greifende psychologische Einsichten abgingen. Wo es darauf nicht ankam, fesselte er, wozu denn auch die schön geformten Züge des stattlichen Mannes beitrugen. So erinnere ich mich mit Vergnügen einer Vorlesung Schmidts über volkstümliche Wiener Dramatik. Der Literaturdozent, den man hören mußte und den ich leider nicht gehört habe, war Wilhelm Dilthey.

Ein halbjähriger Aufenthalt in der welschen Schweiz, den ich nach Bestehen meines Doktor-Examens in Freiburg i. B. im Jahr 1891 machte, vermittelte eine gewisse Vertrautheit mit der französischen Sprache. Ein mehr als zweijähriger in Heidelberg, wo ich Hauslehrer war, gab Gelegenheit zum Besuche von Vorlesungen des berühmten Lehrers der Philosophie Kuno Fischer, der auch über literarische Dinge z. B. über Schiller und über Goethes Faust vortrug. Das alles war ausgezeichnet. Manchmal gab's Seitenhiebe, etwa gegen den damals überschätzten, jetzt wahrscheinlich unterschätzten Joseph Viktor Scheffel: „den Bierpoeten, dem sie auf der Schloßterrasse droben, dem schönsten Platze Heidelbergs, ein Denkmal errichtet haben!"

In Heidelberg wirkte damals als Rektor des Gymnasiums Gustav Uhlig der Herausgeber der Zeitschrift „das humanistische Gymnasium", der ein paar Jahre lang an der Aarauer Kantonsschule gelehrt und ein ausgezeichnetes Andenken hinterlassen hatte. Ich muß aber sagen, daß mir der Mann zu „preußisch" war, daß er seine Autorität in einer mir wenig angenehmen Art zu betonen pflegte. Als in pädagogischen Übungen, die ich besuchte, von der Verteilung der einzelnen Fächer auf die verschiedenen Schulstufen die Rede war und Uhlig die ganze Biologie auf die unteren Klassen, d. h. auf unserer Bezirksschulstufe, beschränkt wissen wollte, erlaubte ich mir leisen Widerspruch, weil ich als Schüler Mühlbergs die Wichtigkeit der Sache erkannt hatte. Da wurde ich aber schön an meinen Platz gewiesen! Und die anwesenden Studenten zeigten dem Fremden, der einem Uhlig zu widersprechen gewagt hatte, erstaunte Gesichter. Ich bin allezeit bei meiner Meinung geblieben, daß es von Wichtigkeit sei, daß ein Mensch die Dinge, die um ihn sind, recht kennen lernen müsse und dazu trägt ein richtig erteilter Unterricht in Biologie, vor allem in Botanik mit das beste bei. Freilich auch hier muß man sich davor hüten, die Anforderungen an die Schüler zu hoch zu spannen.

Im Jahr 1894 ermöglichte mir die Freigebigkeit meines Onkels in Chur, eines Bruders meiner Mutter, die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches: durch einen Aufenthalt in Paris bessern Einblick in die französische Kultur zu bekommen und mich richtig in die französische Sprache einzuarbeiten. Ich sah mich dort sofort nach einer Stelle um und hatte das Glück, bald eine solche zu finden: als Repetitor in einer Privatschule der Rue St. Jacques. Man gelangte durch einen Hof zwischen Gebäuden, die an der Straße standen, zu einem großen Haus aus dem siebzehnten Jahrhundert, das offenbar von jemandem erbaut worden war, der mit der damaligen Compagnie des Indes orientales in Beziehung gestanden hatte: über der Türe war ein orientalischer Kopf ausgemeißelt. Diese „Institution" stand unter der Leitung eines würdigen Paares, beide schon in vorgerückten Jahren: Monsieur et Madame Casaubon. Hier gab's eine Schule für A B C-Schützen. Außerdem kamen Gymnasiasten hierher, um ihre Aufgaben zu machen. Endlich wohnte hier, außer den Lehrkräften, eine Anzahl Studenten. Die Anwesenheit einer großen Zahl von Menschen verschiedenen Alters und von verschiedener Stellung bot die beste Gelegenheit sich der Sprache zu bemächtigen. Alles in allem eine muntere Gesellschaft, unter welcher zu leben eine Freude war. Da gabs Nordfranzosen, die aussahen wie Engländer oder Norddeutsche. Dann echte Pariser und auch Provenzalen. Und eines schönen Tages tauchte auch ein kohlpechrabenschwerzer Neger auf, ein eleganter junger Herr, Sohn des damaligen Präsidenten einer Neger-Republik, der zuerst anderswo untergebracht gewesen war, in jenem Quartier aber erhebliche Schulden hinterlassen hatte, so daß er es längere Zeit vermied, sich bei Tageslicht auf den Straßen zu zeigen. Dieser schwarze Studiosus hatte literarische Interessen, ja er schrieb an einem Theaterstück in der Art des Hernani von Victor Hugo. Als ich nach zwei Jahren auf Urlaub nochmals nach Paris und in die Institution Casaubon kam, war er nicht mehr anwesend.

Sein Vater, vom Lerneifer des Sohnes nicht befriedigt, hatte ihn plötzlich in jene südlichen Gefilde abberufen. Es ging die Sage, er sei bei seiner Ankunft sofort an Bord eines „Regierungskutters" gebracht worden und zwar zur Arbeit des Kohlenschaufelns in dessen untere Regionen.

Die Tätigkeit in jenem Hause, wo ich „au pair" lebte, war nicht anstrengend: nach einer Aufsichtsstunde in der Morgenfrühe war der Vormittag frei; und so bin ich denn monatelang immer wieder in den Louvre, das Luxembourg oder ein anderes Pariser Museum gegangen und habe mir die Kunstwerke angesehen, ohne von den Eindrücken abgestumpft zu werden. Abends oft in die Comédie française oder ein anderes Theater, natürlich auf billige Plätze. Als ich das erstemal mit einem Billet, das in einer kleinen Agentur in der Nähe des Theaters zu beziehen war, im Parterre der Comédie hinten saß, war ich sehr erstaunt, als nach einer bestimmten Szene ringsum plötzlich ein Höllenlärm losging: ich war unter die angestellten Claqueurs geraten. Unter den Studenten, die in der „Boîte Casaubon" wohnten, war auch ein Fabrikantensohn aus dem französischen Jura, ein Mensch von feiner Art, der für den französischen Romantisme schwärmte und sich auch in seiner Kleidung der Mode von 1830 anglich. Wir wurden Freunde, und es machte ihm ein Vergnügen, mir auf seinem Zimmer Verse von Victor Hugo, Lamartine, Alfred de Vigny, Coppée, Leconte de Lisle vorzulesen oder auswendig vorzutragen.

Unter den Menschen, mit denen ich in Paris in Beziehung trat, muß ich den Komponisten Charles Marie Widor nennen, der jahrzehntelang Organist an der Kirche St. Sulpice war. Da er gelegentlich den Aufführungen seiner Werke in Deutschland beiwohnte, wünschte Widor ein wenig Deutsch zu lernen und wählte mich dazu, ihm die nötigen Stunden zu geben. Ich verdankte das, wenn ich nicht irre, einer Empfehlung von seiten des berühmten schweizerischen Augenarztes Landolt,

der aus Lenzburg stammte. Diese Stunden waren eine vergnügliche Sache: Grammatik lernen wollte Widor nicht, und so beschränkten wir uns auf die Lektüre der Hauffschen Novelle: „das Bild des Kaisers" und einige Konversation. Öfters sagte er nach der Stunde zu mir in seiner höflichen Art: «Vous me ferez le plaisir de dîner avec moi», was ich natürlich nicht ablehnte. Denn in dem berühmten Restaurant ‚Foyot' in der Nähe des Luxembourg zu speisen, das war etwas, wozu ich sonst nicht gekommen wäre.

Der interessanteste Mensch, mit dem ich in Paris zu verkehren Gelegenheit hatte, war Frank Wedekind, den ich früher nur flüchtigerweise gekannt hatte. Wedekind, ein Mann, der durch seine Originalität anzog und abstieß, wo immer er auftauchte, hatte sich schon mehrere Jahre zuvor mit dem Drama „Frühlings Erwachen" einen Namen gemacht. Seither hatte er außer zwei Lustspielen einen Band von Novellen geschrieben, die zum Teil im Aargau lokalisiert sind, ferner ein Schauspiel «Erdgeist", auf das er große Hoffnungen setzte, das aber einstweilen mehr Befremden als Zustimmung erntete. Wiederum zeitweise zu Mitteln gekommen, hatte er sich nach Paris gewandt, dessen Atmosphäre ihm besonders zusagte. Als ich ihn dort traf, lebte er, nachdem er seinen Mammon losgeworden war, in übeln Umständen in einem der kleinen Studentenhôtels im Quartier latin. Als ich ihn einmal des Morgens besuchte, fand ich ihn noch zu Bett. Während er sich anzog, spielte ich auf einer Dreiviertelsgeige, die auf dem Tische gelegen hatte. Plötzlich wandte sich Wedekind mir zu und sagte: es ist merkwürdig: „es kommen unter Ihren Händen noch ganz anständige Töne aus dem Ding da heraus". Ich sah während des Spielens der Toilette zu: ein noch brauchbares Hemd wurde aus einem Haufen schwarzer Wäsche herausgelesen, eine dunkle Krawatte umgebunden, und dann kamen eine schwarze Hose und ein schwarzer Rock, was immer eine

gewisse Façon hat. Als er fertig vor mir stand, sagte ich: „Es ist merkwürdig, Herr Wedekind, daß mit dieser Bekleidung noch eine ganz anständige Figur herauskommt.“ Er lachte, denn er nahm seine augenblickliche «dèche» nicht tragisch.

Im Umgang mit Wedekind war viel zu lernen. Er hatte ein scharfes Auge für das Eigentümliche von Menschen und Zuständen; ging man mit ihm auf der Straße, so erhaschte er im Flug das Groteske oder auch das Anmutige, an dem ja das Pariser Volksleben reich ist. Seit Jahren als ein Schaffender mitten im literaschen Getriebe stehend, wußte er um Dinge, die mir unbekannt geblieben waren. Sein Urteil war viel sicherer als das meine. Noch erinnere ich mich des unsagbaren Grinsens, das sein Gesicht verzog, als ich, damals noch für die Größe eines Racine verschlossen, zu behaupten gewagt hatte, Schiller dürfte dem Franzosen im Psychologischen überlegen sein. Als ich nach drei Jahren nochmals nach Paris kam, war Wedekind wieder da: er hatte wegen eines Spottgedichts auf Wilhelm II. eines Abends von der Münchner Bühne weg, wo er beschäftigt war, zur Bahn und in die Schweiz flüchten müssen, um der Verhaftung zu entgehen. Er war gewarnt worden. Er sagte, es sei eine große Dummheit von ihm gewesen, sich dem auszusetzen in einem Zeitpunkte, da er sich durchzuringen im Begriffe stand. So beschloß er denn auch, sich den deutschen Behörden zu stellen. Ich verbrachte die Nacht bevor er abreiste, mit ihm; wir wanderten durch Gassen und Anlagen und landeten gegen vier Uhr im Café «au Chien qui fume» bei den Markthallen, die sich eben mit Gemüsebauern belebten, deren Blusen im Morgenlichte veilchenfarbig schienen. Abends begleitete ich ihn zur Bahn: die mir hinterlassene Adresse war die einer „Gefangenenanstalt“ bei Dresden. Über Wedekind wäre viel zu sagen, aber hier ist nicht der Ort dazu. Das Zwiespältige, das er an sich hatte und das übrigens seine Selbstsicherheit nicht beeinträchtigte, kam auch in seiner äußeren Erscheinung an den Tag. Zu den bedeutenden,

eigentlich schön geformten Zügen wollten die grobfingerigen Hände nicht passen.

Von Wedekind wurde ich im Jahr 95 bei Frau Emma Herwegh, der hochbetagten Gattin des revolutionären Dichters aus den vierziger Jahren des Jahrhunderts, eingeführt. Einem sehr reichen jüdischen Berliner Haus entstammt, war sie allmählich in schlechte Verhältnisse gekommen und lebte in zwei kleinen Zimmern im Quartin latin. Sie wurde wohl von zwei Söhnen unterstützt; vielleicht bezog sie auch eine kleine Pension vom französischen Staate, der Fremden gegenüber, die sich zu ihm bekennen, stets freigebig gewesen ist. In der Tat fühlte Frau Herwegh durchaus französisch: Das neue deutsche Reich war ihr ein Greuel. Sie war mir, glaub ich, zugetan, obwohl sie merkte, daß ich die achtundvierziger Revolution, das große Ereignis ihres Lebens, durch die Gründung des neuen Kaisertums als überholt betrachtete. „Sie sind" — sagte sie einmal — „ein hoffnungsloser Romantiker. Worte wie Kaiserreich, Krone, wirken auf Sie und ein Abzeichen mit einem scharfgeschnäbelten Vogeltier macht auf Sie Eindruck. Und dabei sind Sie ein Schweizer!" Ich glaube, sie hatte für damals nicht so Unrecht.

Frau Herwegh hatte viel von der Art der Bohémiens an sich; Blumen durfte man ihr nicht schenken, aber gerne nahm sie Zigaretten entgegen, deren sie jeden Tag eine größere Anzahl rauchte. In ihrem Urteil und in der Art es zu äußern war sie sehr frei; überhaupt ihrem Wesen nach durchaus Realistin. In einem freilich konnte sie's mit jeder „Maid" aus romantischer Dichtung aufnehmen: in der nie wankenden Liebe zu demjenigen, dem sie sich in jungen Jahren geweiht hatte und der nun schon lange tot war. Es sei nicht wahr — so betonte sie immer wieder — daß Georg Herwegh sich nach jenem unglücklichen Gefechte bei Kandern im Jahr 48 unter dem Spritzleder eines Bauernwagens verborgen habe und so von ihr, seiner Frau, nach Rheinfelden hinein kutschiert worden sei. Vielmehr hätten sie beide von einem

mitleidigen badischen Landmann Bauernkleider bekommen und seien in Gesellschaft von Schweizern, die tagsüber jenseits des Rheins auf dem Felde zu arbeiten pflegten, über die Grenze gelangt. Ich halte diese Darstellung für richtig, die andre in der Tat für eine Verleumdung.

In langem Wanderleben mit sehr vielen bekannten Persönlichkeiten in Verbindung getreten, wußte Frau Herwegh allerlei Anekdoten zu erzählen. Sie hatte noch Heinrich Heine gekannt, der, als er einmal ihr — vielleicht auch jemand anders, ich weiß es nicht — begegnete, den Betreffenden fragte: „Komm ich Ihnen heute nicht schrecklich dumm vor? — „Wie meinen Sie das?" — „Ich bin nämlich vorhin unserm gemeinsamen Bekannten X, begegnet, und da haben wir unsere Gedanken ausgetauscht". In keiner Wagner Biographie dürfte folgendes stehen: Frau Herwegh begegnete dem Komponisten in Zürich am Tage nachdem er in einem Konzerte mit eigenen Kompositionen großen Eindruck gemacht hatte. Sie gratuliert ihm und sagt unter anderm, sie habe eben eine Bekannte getroffen, die, noch ganz im Banne des Gehörten, ausgerufen habe: „Wagner mag ja seine Schwächen haben, aber als schöpferischer Musiker ist er ein Gott!" Worauf Wagner etwas pikiert: „Was mag sie wohl mit den Schwächen gemeint haben?" — Von Wedekind, den sie gut leiden mochte, sagte Frau Herwegh: „Ja, es ist nun einmal so: kommt er mit einem Frauenwesen zusammen, so entkleidet er's gleich in Gedanken." Das war eine Seite seines Wesens. Anderseits wußte Frau Herwegh von einer in Paris wohnenden Dame, die leider von ihrem Sohne nicht immer mit der schuldigen Ehrerbietung behandelt wurde, daß Wedekind, Zeuge einer solchen Szene geworden, nachher eine Art Anfall bekam, so daß er sich auf dem Boden wälzte. Wer seine Dramen kennt, erinnert sich an persönlich gefärbte Stellen, die solche Empfindlichkeit, die ihn ehrt, verständlich machen.

Ein Aufenthalt in Frankreich heilt den in deutscher Kultur

Erzogenen von allerlei Vorurteilen, die ihm anhaften können. Ich hatte z. B. so viel von deutscher Gründlichkeit reden hören, daß ich mich fragte, ob es Ähnliches auch auf französischem Boden gebe. Nun genoß ich dann mit Entzücken die Vereinigung von zuverlässigem Wissen und espritvoller Darstellung in französischen Werken. Von Literaturgelehrten wie Faguet und Brunetière habe ich für Erkenntnis verschiedenartigen dichterischen Schaffens, und verschiedenartiger schöpferischer Persönlichkeiten mehr gelernt als aus den deutschen Büchern zu gewinnen war, die in meiner Studienzeit Kurs hatten (Scherer u. s. f.). Immer wieder hatte ich sagen hören, daß in deutschen Landen mehr Verständnis für fremde Geistesart bestehe als in Frankreich. Nun erinnere ich mich allerdings an sonderbare Äußerungen Lemaîtres und Sarceys z. B. über Ibsen. Allein in meinem Bekanntenkreise, der sich freilich zum Teil aus Mittelschullehrern zusammensetzte, fand ich Leute, die nicht nur ausgezeichnet deutsch konnten, sondern die auch tieferes Verständnis für überrheinisches Geistesleben hatten als irgend einer meiner deutschen Bekannten in bezug auf französisches besaß. Dazu stimmte, daß das Examen, dem sich die Anwärter auf Stellen als Deutschlehrer zu unterziehen hatten, sehr schwer war.

Es fällt mir nicht ein, den tausend Beschreibungen von Paris, dieser wahrhaft herrlichen Stadt, eine tausenderste hinzuzufügen. So sei denn der Beschluß gemacht mit der Bemerkung, daß genauere Bekanntschaft mit einem fremden Volkstum für denjenigen unentbehrlich ist, der sich über das Wesen des eigenen, seine Vorzüge und Mängel klar werden will. Es ist für uns Deutschschweizer ein großes Glück, daß wir, am deutschen Geistesleben selber schaffend beteiligt, zugleich in der Lage sind, mit dem ebenso bedeutenden französischen ohne Schwierigkeit vertraut zu werden.

Hans Kaeslin.